



Barbara Wally „Ich bin eine alte Schachtel und kann mich nicht mehr verzetteln“

Die Fremdgängerin

Porträt. Sie ist 61, eine streitbare Feministin und wichtige kritische Stimme in der internationalen Kunstwelt. Vor zwei Jahren wurde die Salzburgerin Barbara Wally Moslemin und Zweitfrau eines Jemeniten. Die Geschichte einer Frau mit einem komplizierten Privatleben.

Von Edith Meinhart

Sie kam zwei Jahre nach dem Krieg in Salzburg zur Welt. Ihre Eltern nannten sie Barbara. Vielleicht, weil ihnen der Klang gefiel, vielleicht ließen sie sich auch davon leiten, dass der Name auf die alten Griechen zurückgeht, die ihre Sprache für die schönste der Welt hielten – und alles Nichtgriechische für unverständliches Zeug: „Brabrabrabera“.

Barbara bedeutet „die Fremde“.

In Salzburg lebt sie immer noch, manchmal. Ihre Wohnung liegt im Dach eines mehrstöckigen Wohnhauses. Auf ihrer Terrasse, von der sie auf die Berge sieht, stehen Pflanzen. „Das ist einer meiner vier Gärten“, sagt sie. Ein anderer liegt im Jemen.

Barbara Wally, 61, ist eine korpulente, energische Erscheinung mit langen, roten Haaren. Vor ein paar Wochen stach ein Skorpion sie ins Bein, es entzündete sich und will seither nicht heilen. Im Moment kann sie nur durch die Wohnung humpeln. „Ich bin unleidig, mit einer Schwäche kann ich schwer umgehen“, sagt sie.

In ihren Bücherregalen stehen feministische Abhandlungen, kunsttheoretische Werke, jede Menge Bildbände, für viele davon hat sie Beiträge geschrieben. An den Wänden hängen Arbeiten von Maria Lassnig, Valie Export und der New Yorker Künstlerin Nancy Spero, der sie eng verbunden ist. Und was ist das? Ein gelber Post-it-Zettel verdeckt den Schambereich eines weiblichen Aktes. Sie lacht herzhaft auf: „Das hat Alkhadher gemacht.“

Sie entfernte den Sichtschutz nicht – auch als ihr Mann längst wieder in den Je-

men gereist war. Die Frau ist ein Rätsel, für alle, die sie kennen.

In den sechziger Jahren war sie eine zornige Feministin. Schon im Mai 1966, als Studenten in Paris protestierten, war sie dabei. Mit knapp 20 brachte sie in Österreich ihren Sohn zur Welt und studierte Kunstgeschichte, Romanistik und Publizistik zu Ende. Weil die Verhältnisse nicht so waren, dass sie sich damit abfinden wollte, gründete sie mit ein paar anderen Leuten einen antiautoritären Kinderladen.

Radikal. Sie arbeitete für die Kunsthalle in Nürnberg und kam Anfang der achtziger Jahre an die Internationale Sommerakademie für Bildende Kunst. Seit 2000 war sie deren Direktorin. Sie reiste nach New York, als die Impulse von dort kamen, und brach nach China auf, als die Blicke der Trendscouts sich dorthin richteten. Und nun zieht sie sich auf eine Art und Weise ins Privatleben zurück, die von außen wirkt, als hätte sie ihr altes Leben für ein radikal anderes eingetauscht.

Vor drei Jahren verliebte sich Barbara Wally auf einer Jemen-Reise in einen arabischen Reiseführer, 22 Jahre jünger als sie, Vater von sechs Kindern und tiefreligiös. Sie wurde Moslemin und die Zweitfrau von Alkhadher Mhossin Ali Al Sharafi.

So unvermutet sei „dieses Jemen“ gar nicht

gekommen, sagt sie. Schon als Kind lebte sie in Extremen. Ihr Vater stammte aus einer antinazistischen Familie, der Großvater war im KZ umgekommen. Ihre Mutter war aus dem eingedeutschten Nordpolen/Ostpreußen geflohen und eine „gläubige Nazi“. Zu Hause sprachen sie schönes Hochdeutsch, in der Schule tiefen Dialekt: „Mein Bruder und ich waren von vornherein Außenseiter. Ich bin damit – nicht ohne Mühe – zurechtgekommen und habe meine Narrenfreiheit genossen.“

Sie nützt die eingeübte Rolle später in ihrem Beruf, um Künstler zusammenzubringen – israelische und palästinensische und solche aus Gebieten des früheren Jugoslawien. Sie jubiliert, als 1989 der Eisene Vorhang fällt, und begrüßt Österreichs Eintritt in die EU. Doch Europa enttäuscht sie herb: „Wer hier nicht den richtigen Pass hat, ist ein Mensch zweiter Klasse.“ Sie macht es sich zur Aufgabe, Künstler und Studenten mit unerwünschten Pässen an die Sommerakademie zu holen. Je höher

die Grenzzäune rund um Europa wachsen, umso weiter zieht es sie fort. Vor ein paar Jahren kaufte sie ein Haus im Donaudental. Es liegt in Rumänien nahe der ukrainischen Grenze. Ironisch hält sie fest: „Das wird immer am Rand bleiben.“ Sie aber zieht nun in den Jemen weiter, weit über den Rand hinaus. ▶

Ehemann Alkhadher „In religiösen Fragen kann er streng sein“



PRIVAT

Zu einer anderen Frau ummodelln lässt sie sich nicht. Als die Familie ihres Mannes sie Leyla nennen will, wehrt sie ab: „Mein Name gehört zu mir.“

Der kleine, gelbe Zettel, der am Bild in ihrer Wohnung klebt, ist ein Symbol für den Handel, der die unmögliche Beziehung zu einem gläubigen Jemeniten doch möglich macht. Sie versucht, eine gute Moslemin zu sein, unterwirft sich der Liturgie und arbeitet an der religiösen Inbrunst, die ihr Mann von ihr verlangt. „Hab Geduld mit mir. Ich bin 60 und in einem katholischen Land aufgewachsen“, sagt sie zu ihm. Und er versucht es. Immerhin darf er es sich anrechnen, eine westliche Frau zum Islam bekehrt zu haben. Das erhöht sein Ansehen im Jemen und verschafft ihm den Spielraum, ihr überall sonst entgegenzukommen. Wenn sie Auslauf braucht, fährt er sie in die abgeschiedene Natur. „Spazieren rennen“ nennt sie es – ein im Jemen unübliches Vergnügen. Alkhadher pflegt beim Auto auf sie zu warten und sich verstohlen umzublicken, während sie ihre Runde läuft.

Aus dem Lautsprecher des Computers ertönt der Ruf eines Internet-Muezzins. Barbara Wally holt ihren Gebetsteppich. In ihrem früheren Leben war sie eine Atheistin, die an den Weltreligionen vor allem interessierte, „mit welchen Strategien sie Frauen in untergeordnete Positionen bringen, wieso Menschen Götter brauchen und wie sie in der Kunst dargestellt werden“. Der Koran sei übrigens „weniger frauenfeindlich als die Bibel“. Sie nahm die Religion ihres Mannes an, hämmerte sich arabische Vokabeln ein, lernte, fünfmal am Tag zu beten und im Ramadan zu fasten. Im Jemen unterwirft sie sich der Geschlechtertrennung und setzt ein Kopftuch auf. Das ist ihr Entgegenkommen. Zu einer anderen Frau ummodelln lässt sie sich aber nicht. Als die Familie ihres Mannes sie eines Tages Leyla nennen will, wehrt sie ab: „Mein Name gehört zu mir.“

Sie bleibt: Barbara, die Fremde.

Im Jemen ist alles anders: Körpersprache, Tagesablauf, soziale Spielregeln. Ständig trete sie als Ausländerin in Fettnäpfe, erzählt sie. Sie isst auf Matten am Boden und achtet darauf, dass nur ihre Fußspitzen zu sehen sind. Einem fremden Mann reicht sie nicht die Hand. Selbst beim Blumen gießen im Garten bedeckt sie ihre Haare.

Das alles sei anstrengend, räumt sie ein. Aber die Österreicher sollten nicht so tun, als wäre es hier immer liberal zugegangen. Was hatte sie als Mädchen aus Salzburg-Liefering unter der „Dreirede“ der katholischen Kirche gelitten. Alles war vorgeschrieben: wie man zu denken, zu sitzen, sich zu kleiden hatte. Es wundere sie, „wie schnell die Leute vergessen, wie es den Frauen bei uns früher gegangen ist“.

Schwarze Raben. Bei einer Veranstaltung sagte sie einmal, sie habe in ihrem emanzipierten Leben immer alles allein gemacht.



Jemenitische Heiratsurkunde Von drei Ministerien beglaubigt, entspricht einer europäischen Zivilhe

Heute empfinde sie es manchmal als „Luxus“, dass im Jemen „Tätigkeiten außer Haus Männersache sind“. Die Reaktionen waren „einigermaßen empört“. So geht es ihr oft. Es mache die Leute hier „ganz wahnsinnig“, wenn sie etwas herausgreift, das ihr im Jemen besser gefällt als in Österreich: „Sie müssen die Perspektive haben, dass dort alles schlechter ist.“

Häuser im Jemen werden aus Steinen und Lehmziegeln gebaut, wie vor Jahrhunderten. Die Frauen tragen Schleier über langen Kleidern, wenn sie auf die Straße gehen. Die schwarzen Hüllen lassen nur einen Schlitz für die Augen frei. Wie Raben sehen sie aus, wenn sie in die Bäckerei oder ein Geschäft huschen – und schnell

wieder nach Hause. Der öffentliche Raum gehört den Männern, die in Gruppen herumhocken, Domino spielen und Qat kauen. Die Blätter des Qat-Strauchs gelten als jemenitische Alltagsdroge. Nur die Jungen entfliehen manchmal der Enge und suchen im Internet Bekanntschaften: „Nirgends sind die Chat-Foren so überlaufen wie in islamischen Ländern.“

Dafür hat sie Verständnis. Schließlich ist sie selbst eine Meisterin im Aufspüren von Freiräumen. Das hilft ihr heute in ihrem neuen, komplizierten Privatleben.

Die Schicht gebildeter Frauen, die über ihr Leben bestimmen können, ist im Jemen sehr dünn. Die Mädchen werden früh verheiratet und ins Haus verbannt. Barbara Wally führt das auf „die stämmische, nomadische Tradition“ zurück. Daraus auszubringen gelinge nur durch Bildung. Ihr Mann hat eine besonders hübsche Schwester. Mit 15 sollte sie verheiratet werden. Barbara Wally zahlte ihr die Mittelschule. Jetzt ist das Mädchen 17 und will von sich aus heiraten. Die meisten jemenitischen Frauen könnten sich ein anderes Leben nicht einmal vorstellen, weil es an Vorbildern fehle. Eine wie Barbara Wally, die eigenes Geld verdient und ausgibt, haben sie nie zu Gesicht bekommen.

„Ich bin eine alte Schachtel und kann mich nicht mehr verzetteln.“ Für Frauen etwas zu erreichen, das gehe im Jemen nur über die Männer. Unter der Geschlechtertrennung litten auch sie. Zwar fühlten sie sich wie großartige Paschas, in Wirklichkeit seien sie sehr isoliert. „Alkhadher, jeder geschickte Mann will eine geschickte Frau, die ihren Kindern bei den Schulaufgaben helfen kann“, sagte sie zu ihrem Mann. Und: „Es wäre gut, in der Familie eine Krankenschwester oder eine Lehrerin zu haben.“ Er ließ sich überzeugen und erlaubte seinen Töchtern – dreizehn, neun und acht –, in die Privatschule zu gehen. Dort sitzen in den Klassen nur 30 Kinder statt 100 wie oft an öffentlichen Schulen.

Freunde und Bekannte fragen Barbara Wally, was sie mit dem fremden Jemeniten zusammenhält. „Ich weiß auch nicht genau, was das ist, man kann darüber nicht

Bodenhaftung

Einkaufen, kochen, Besuche machen – und fünfmal am Tag beten: über das häusliche und außerhäusliche Leben im Jemen.

reden“, sagt sie. Langweilig sei ihr mit ihm nie, wenn sie abendlang mit ihm Domino spielt und philosophische Gespräche führt. Vor Kurzem wollte Alkhadher wissen, warum der Euro fällt. Sie musste sich bei ihrem Sohn in New York erkundigen, bevor sie es ihm erklären konnte. Wichtig sei, dass „nie nur einer der Depp ist und der andere nie“. Ihr Mann könne streng sein, wenn sie im Religiösen Fehler mache; dafür habe er keine Bremsen, sich in allen anderen Bereichen zu verändern. Und ihr gehe es ähnlich: „Solange ich spüre, dass er mich liebt, kann ich alles.“

Dabei war ihr der schüchterne 38-jährige Jemenit zunächst nicht aufgefallen. Eine Künstlerin, die als Ausgrabungszeichnerin im Jemen arbeitet, hatte sie 2004 zu einer Reise eingeladen und ihren heutigen Mann als Guide engagiert. Barbara Wally kam von der Tour mit 500 Fotos zurück, „da war er keine dreimal drauf“. Erst im Jahr darauf funkte es. Dabei stand ihre zweite Jemen-Reise unter einem „bescheuerten Stern“. Bei der Ankunft im Jemen hatte die Salzburgerin hohes Fieber, tagelang lag sie in der Wohnung herum, „mehr oder weniger leblos“. Ihre Freundin beharrte darauf, dennoch zu reisen. Sie habe wenig von der Tour mitbekommen, so schlecht sei es ihr gegangen.

Dann kam die Kameltränke im paradiesischen Wadi Massila, Vollmond war, sie irrte lange im Freien herum. Als sie am Morgen im Zelt aufwachte, sei sie „pumperlgesund“ gewesen. Sie habe das Gefühl gehabt, „etwas Negatives“ sei von ihr weggegangen, und das verdanke sie auch dem Jemeniten, der sie seit Reisebeginn umsorgte, immer ängstlich darauf bedacht, sie nur ja nicht zu berühren. Bei der nächsten Kameltränke war sie wieder fest auf den Beinen. Sie pflückte ein Büschel Shukra, eine Art Basilikum, roch daran, gab es Alkhadher zu riechen und fühlte sich von da an „schicksalhaft mit ihm verbunden“. Anders könne sie es nicht erklären: „Ich weiß, das klingt wie der absolute Kitsch.“

Liebes-SMS. Die beiden verständigten sich mit Händen und Füßen. Alkhadhers Englisch war holprig. Sie selbst sprach mehrere Sprachen, aber kein Arabisch. Nach ihrer Heimkehr kommunizierten sie fast täglich über SMS und E-Mail. Er verbesserte ►

Alkhadher war nervös, als er seine Frau aus Österreich durch das Lehmhaus führte, das er künftig mit ihr bewohnen wollte. Es liegt in der jemenitischen Hauptstadt Sanaa, nicht weit vom Zentrum entfernt. Vorne hat es einen Hof für das Auto, nach hinten hinaus einen Garten. Dort steht eine Hütte, drei mal drei Meter groß. Das Haus selbst hat drei Räume. Den größten hätte Barbara Wally gerne zu ihrem Büro erkoren, doch ihr Ehemann beharrte darauf, dass alle Zimmer von beiden genutzt werden. Im „Maglis“, dem Wohnzimmer, steht ein Fernseher. Sie könnte auf die 350 arabischen Sender verzichten, ihr Mann aber schaut gerne Nachrichten. Gekocht wird in der Regel in kleinen, fensterlosen Küchen, damit man die Frauen von außen nicht sehen kann. Die Ausstattung besteht oft nur aus einem Campingkocher und Blechgeschirr. Die Frauen hocken am Boden, wenn sie Gemüse schnipseln und Essen kochen. Bei ihrer ersten Runde durch das neue Heim sah Barbara Wally nichts, das einer Küche ähnelte. Ihr Mann führte sie zur Hütte im Garten. Traditionell werden die Speisen räumlich getrennt zubereitet – aus hygienischen Gründen. Sie überzeugte ihn von den Vorteilen einer Wohnküche mit Kühlschrank, Herd, Abwasch. Drei Installateure scheiterten an dem Projekt. Die Hausfrau musste sich verziehen, während die Handwerker ihrer Arbeit nachgingen. Der erste schraubte die Abwasch schief an die Wand, der zweite montierte den Wasserhahn 70 Zentimeter darüber: „Sie haben wahrscheinlich noch nie gesehen, wie man abwäscht.“ Sie hätte es ihnen sagen können. Doch im Jemen darf eine Frau selbst im eigenen Haus nur von

Männern gesehen werden, die sie nicht heiraten kann: also von ihrem Vater, ihrem Mann, ihren Brüdern und ihren Söhnen. Kommt der Hausherr nach Hause, muss er sich bemerkbar machen. Besucherinnen ziehen sich dann in die Frauenräume zurück, die er nicht betreten darf. Das häusliche Leben spielt sich fast ausschließlich am Boden ab. Zum Essen werden Matten aufgelegt, auf denen die Schüsseln mit den Speisen verteilt werden. Gegessen wird mit den Fingern oder einem Stück Fladenbrot als Besteck. Sind Gäste zu Besuch, werden Männer und Frauen in getrennte Zimmer geführt. Kinder bis zehn Jahre dürfen sich in beiden aufhalten. Der Tagesablauf richtet sich nach den Gebetszeiten. Männer gehen in die Moschee, Frauen beten meistens zu Hause, außer Freitagmittag. Vor jedem Gebet ist eine rituelle Reinigung Pflicht, die Hände werden bis über die Ellbogen, die Füße bis über die Knöchel, das Gesicht bis zu den Ohren mit Wasser gewaschen. Fünfmal am Tag. Ab dem Alter von 14 Jahren müssen sich Mädchen verschleiern. Auf der Straße erkennen die Frauen einander nur an Handtasche oder Schuhen. In Restaurants werden Familien in abgetrennte Räume geführt, damit die Frauen ihre Verhüllung ablegen und essen können. Zärtlichkeiten zwischen Mann und Frau sind in der Öffentlichkeit verpönt. Berührungen und Emotionen zeigt man nur dem eigenen Geschlecht gegenüber. Monika Muskala, Frau eines österreichischen Filmemachers, begleitete den jemenitischen Alltag von Barbara Wally: „Es ist nicht besonders ungewöhnlich, dass Männer händchenhaltend auf der Straße gehen. Sogar Polizisten und Soldaten machen das.“

Jemenitische Hochhäuser Aus Steinen und Lehmziegeln gebaut, wie vor Jahrhunderten



In Sanaa trat sie zum Islam über. Das Video von dem feierlichen Akt hat ihr Mann auf ihr Handy überspielt, das sie immer bei sich trägt.

sein Englisch, sie schickte ihm erste Brocken auf Arabisch. Sie suchten nach einer Möglichkeit, einander unverfänglich zu sehen, und kamen auf die Idee, ein Reisebüro zu gründen (www.adensafari.com). Gemeinsam zeigten sie Jemen-Reisenden aus Europa die schönsten und oft abgeschiedensten Landstriche. Anfangs habe sie gar nicht realisiert, wie sehr ihn das stresste: „Wir durften ja nicht einmal allein in einem Raum sein.“ Als sie es bemerkte, fing sie an, sich mit dem Islam zu beschäftigen. „Ich habe gewusst, dass ich diesen Mann liebe und ihn nur verstehen kann, wenn ich das Religiöse mit ihm teile.“

In Sanaa trat sie zum Islam über. Das Video von dem feierlichen Akt hat er auf ihr Handy überspielt, das sie immer bei sich hat. Von Heirat war nicht die Rede. Alkhadhers Vater hatte zehn Kinder mit seiner ersten Frau. Danach nahm er sich eine zweite. Die Ehe ging schief, aus ihr stammt ein elftes Kind. Er heiratete ein drittes Mal und bekam wieder sieben Kinder. Alkhadher hatte unter dieser jemenitischen Patchwork-Familienstruktur sehr gelitten. Für ihn kämen mehrere Frauen nicht infrage, sagte er.

Als er sie auf einer Fahrt fragte, ob sie nicht doch heiraten sollten, war sie erst einmal ganz unromantisch perplex.

Ihre Hochzeit fand am 14. Juni 2007 statt. Eigentlich wollten sie erst im November in Sanaa heiraten. Im Sommer davor besuchte Alkhadher seine Zukünftige in Salzburg. Sie fand das Zusammensein schon etwas beschwerlich – es galt immer noch das Berührungsverbot – und schlug vor, in den Nächten in die Wohnung ihrer Mutter zu übersiedeln. Das gefiel Alkhadher nicht. Noch am selben Tag pilgerten sie zu einem Imam, der einen Algerier und einen Tunesier als Zeugen holte – und sie verheiratete. Danach konnten sie ihre Ehe vollziehen.

Bald darauf ging der Papierkrieg los. Er hatte Schwierigkeiten, einen Aufenthaltstitel in Österreich zu bekommen – sie im Jemen. Die Österreicherin durfte vorerst drei Monate bleiben, längere Aufenthalte wollte das jemenitische Innenministerium nicht genehmigen. Es hieß, ihre Heirats-

urkunde sei im Jemen nicht gültig. Sie schlug ihrem Mann vor, noch einmal zu heiraten. Er reagierte entsetzt: Dann hätten sie ja schon in Sünde zusammengelebt. Schließlich wird die Urkunde von drei Ministerien beglaubigt. Sie entspricht nun einer europäischen Zivilehe, und damit sind alle Seiten zufrieden.

Zweitfrau. Barbara Wally schüttelt den Kopf, als könnte sie ihr Leben selbst nicht glauben. Skurril ist es schon. Sie war 30 Jahre lang die Gefährtin eines verheirateten Arztes gewesen. Sie sagt, für etwas an-



Familientreffen in Aden, 2006 Barbara Wallys Enkeltochter (Mitte) mit zwei Töchtern ihres jemenitischen Ehemannes

deres als so eine „Besuchsbeziehung“ hätte sie gar keine Zeit gehabt – Zweitfrau also, schon immer. „Der Unterschied ist, dieses Mal ist es legal.“ Sie steht auf und fischt aus einer Mappe jenes hauchdünne, knisternde Blatt Seidenpapier heraus, das die jemenitischen Behörden nach Wochen endlich herausrückten. Nach österreichischem Recht ist Alkhadher Mhossin Ali Al Sharafi zum ersten Mal verheiratet. Seine moslemisch-kirchliche Ehe gilt nur in Ländern, die sich auf die Scharia berufen.

Die kommenden Wochen wird Barbara Wally im Jemen verbringen. Ihr Mann wird einer Reisegruppe die kulturellen und landschaftlichen Besonderheiten seines Landes zeigen. Mit dabei: der österreichi-

sche Filmemacher Andreas Horvath, der eine Dokumentation über das salzburgisch-jemenitische Paar dreht. Barbara Wally wartet zu Hause. Als Touristin durfte sie mit Alkhadher auf Safari gehen, als moslemische Ehefrau schickt es sich nicht. Sie wird sich vorläufig also darauf beschränken, die Reisen vorzubereiten.

Im Moment kann sie mit dieser Aufgabenteilung leben. Nach Jahrzehnten in der Öffentlichkeit habe sie nichts gegen die abgeschottete Sesshaftigkeit im Jemen. Ganz aus der Welt sei sie auch im Jemen nicht, immerhin habe sie dort Internet.

Ihre Prioritäten sind derzeit ohnedies andere. Sie will ihren Zweitwohnsitz in Sanaa einrichten, Kontakte knüpfen und ihr Eheglück auskosten. Für ihren Mann sei sie begehrenswert und jung: „Im Jemen spielt das Alter eine geringe Rolle.“ Das weiß sie als gelernte Feministin zu schätzen. Oft genug hat sie angeprangert, dass eine Frau im Westen mit 60 „Schrott“ ist, ohne Aussicht auf einen Neubeginn.

An ihrer Entschlossenheit, ihr neues Leben zu genießen, besteht kein Zweifel. Barbara Wally schafft es sogar, ihrem geschwellenen Bein etwas Positives abzugewinnen. Der Skorpionstich habe sie ihrem Mann nähergebracht, sagt sie. Alkhadher sei zuerst in Sanaa, dann in Salzburg täglich mit ihr ins Krankenhaus gefahren, habe ihre Laune ertragen und die Medizin gespritzt. Als es ihr besser ging, bedankte sie sich. Er sagte: „Du bist meine Frau, das ist vollkommen selbstverständlich.“ So etwas hatte ihr noch kein Mann gesagt: „Es war eine Wahnsinns Erfahrung.“

Vielleicht werde ihr die Häuslichkeit irgendwann zu viel. Der, der sich darüber am meisten Sorgen mache, sei übrigens ihr Mann. „Bleib nicht zu lange auf einmal im Jemen. Ich habe Angst, dass du dich eingesperrt fühlst und nicht mehr kommst.“

Eines werde sie jedenfalls – mit oder ohne Mann – gewiss nie aufgeben: das Reisen und Besuche bei ihrem Sohn in New York. Davon können sie nicht einmal die US-Behörden abhalten, die jedes Mal nervös werden, wenn sie die „vielen jemenitischen Stempel“ in ihrem Pass entdecken. ■